

ZU GUTER LETZT

„Aufstehen für die freie Presse“

Die deutschen Zeitschriftenverleger schlagen Alarm. „Die Freiheit ist in Gefahr“, sagte der Vorstandschef des Medienverbands der Freien Presse (MVFP), Philipp Welte, am vergangenen Freitag in Berlin. Welte, im Hauptberuf Vorstand im Verlag Hubert Burda Media, malte in seiner Rede ein düsteres Bild des Ist-Zustands für Gesellschaft und Medien zugleich. Deutschland und die Welt erlebe eine historische Dichte an Krisen, Hass und Hetze griffen um sich, die Wirtschaft schrumpfe und das Vertrauen der Bürger in die Demokratie, während die Zahl der Falschnachrichten uferlos wachse. So die Bestandsanalyse von Philipp Welte in Kurzform.

Die privat finanzierten Medien in Deutschland – Welte nennt diese die „freie Presse“ – hätten Milliarden von Euro in die Digitalisierung investiert. Es gehe darum, sich marktwirtschaftlich zu behaupten, um unabhängig zu bleiben. Gleichzeitig aber befindet sich der digitale Raum und damit auch der digitale Werbemarkt in der Hand internationaler Technologiekonzerne. Der öffentlich-rechtliche Rundfunk ströme parallel dazu, „unkontrolliert in jeden Winkel der digitalen Welt“. Darum, sagt Welte, müsse die freie Presse jetzt „lauter“ werden. Und darum habe der Verband in einem Memorandum fünf Punkte formuliert, eigentlich mehr Forderungen, um die Existenz der Medien zu sichern.

Erstens: eine Senkung der Mehrwertsteuer für die Presse. Zweitens: eine Reform des Kartellrechts und eine konsequente Anwendung des Digital Markets Act (eine von der EU ausgehende Gesetzgebung zur Regulierung digitaler Märkte) auf Tech-Unternehmen. Drittens: die Möglichkeit für Verlage, die Nutzung ihrer Inhalte durch generative künstliche Intelligenz zu kontrollieren und bei Zustimmung dafür bezahlt zu werden. Viertens: die Expansion des öffentlich-rechtlichen Rundfunks beenden und eine „Rückbesinnung auf die verfassungsgemäße Rolle des Rundfunks“. Fünftens: Die Politik müsse weiteren Schaden für die Medien vermeiden, also etwa keine weiteren Werbeverbote beschließen. Und nun? Müsstest die Verleger eng zusammenstehen, suche man den Austausch mit Staatskanzleien und Ministerien, bis hin zum Bundespräsidenten. Welte: „Wir müssen aufstehen für die freie Presse.“ CHRISTIAN MEIER

LOTTO: 5 - 10 - 15 - 22 - 31 - 40
Spiel77: 8 3 4 2 4 9
ohne Gewähr
Superzahl: 9
Super6: 5 4 7 6 1 2

Schuhe aus, ein Schritt über den Beckenrand, und der alte Reflex aus dem Bällebad funktioniert noch immer. Rücklings lässt man sich fallen wie ein Kind. Halb schwebt man, halb versinkt man in einem Meer von ...

VON MARCUS WOELLER

Auch Andreas Mühle liegt jetzt in Socken da auf dem Rücken, in dem Bad, das er selbst angerichtet hat, im Kunsthaus Dahlem. Ihm fällt es ein wenig schwer, sich aus der Rückenschwimmerposition wieder aufzurichten, dabei ist der passionierte Surfer geübt, sich aus jeder Strömung wieder aufs Brett zu ziehen, der nächsten Woge entgegen, an den Wellenreiter-Treffpunkten der Atlantikküste.

Doch wir sind hier eben nicht an einem Pinien-gesäumten Strand Frankreichs, sondern im ehemaligen Atelier von Arno Breker unter den Kiefern von Berlin-Dahlem. Und planschens weder im Wasser noch im Bällebad, sondern liegen wie die Käfer zwischen 6000 Bunkern aus Plüsch.

Man kann in sie eintauchen, sich die Plüschbunker gegenseitig zuwerfen wie Kuscheltiere. Und manche haben tatsächlich eine Art Gesicht. Schießscharten sehen plötzlich aus wie dunkle Augen, die tiefen Waffenschlitze werden zu seltsamen Schnäbeln. Farblich bleiben die flauschigen Objekte im Bereich der Fifty-Shades-of-Grey des granatharten Stahlbetons: hellgrau, dunkelgrau, steingrau, staubgrau, zementgrau, greige, beige.

Elf Typen historischer Bunkerbauten hat Andreas Mühle bei der traditionsreichen Spielzeugmanufaktur in Bad Kösen im handlichen Maßstab fertigen lassen. Kleinere Exemplare messen kaum zehn mal zehn Zentimeter, größere auch vierzig Kubikzentimeter oder mehr. Für das größte war ein Berliner Hochbunker das Vorbild, für den kleinsten Spielzeugbunker eine für ein bis höchstens zwei Personen ausgelegte Splitterschutzzelle, und natürlich sind auch die französischen Wallbunker dabei. Alle sind weich und anschmiegsam, überzogen mit Kuscheltierpelz, arrangiert zu einer Art Bühnenbild.

War Andreas Mühle nicht eigentlich Fotograf? Bekannt geworden durch politisch aufgeladene Serien wie „Obersalzberg“, eine inszenierte „Deutschlandreise“ mit Angela Merkel oder sein Projekt „Mischpoche“, für die er die toten Mitglieder seiner berühmten Familie als Wachfiguren auferstehen ließ. Eine Abwendung von seinem gelernten Handwerk sei es jedenfalls nicht, sagt Mühle, dafür möge er die Fotografie viel zu sehr. Aber Bunker hätten ihn schon lange fasziniert. Und das hat auch mit dem Surfen zu tun. Von der Biskaya bis in die Bretagne seien die Bunker des Atlantikwalls bei jedem Familienurlaub mehr als anwesend gewesen. Kein französischer Surferstrand ohne die Relikte aus dem Zweiten Weltkrieg: „Fremdkörper in der Landschaft, so wie ich ja auch als Urlauber dort Fremdkörper bin“, so Mühle.

Irgendwann sei ihm zwangsläufig das Buch „Bunkerarchäologie“ von Paul Virilio in die Hände gefallen, der sozusagen den philosophischen Überbau zu den von den Nazis errichteten Wallanlagen geschrieben und sie mit eigenen Fotografien illustriert hatte. Mühle habe sogar seinen Kindern aus Virilio vorgelesen, bis sie ihn fast für verrückt erklärten. Aber die in diesen brutalistischen Betonklötzen massierte Geschichte hat den Künstler nicht losgelassen.

„Der D-Day ist das ausschlaggebende Ereignis in meinem Zeitstrahl auf deutsche Geschichte, auf die Entstehung von

Das Gefühl von Vernichtung in Plüsch

Andreas Mühle setzt sich wieder einmal mit deutscher Geschichte auseinander. Aber diesmal nicht als Fotograf. In Berlin nähert er sich den Bunkern des Zweiten Weltkriegs auf eine irritierend weiche Art



Andreas Mühle auf einem seiner Bunker

Europa“, sagt Mühle. Jedes Mal, wenn er im Atlantik schwimme oder surfe und diese Bunker sehe, habe er die Generationen seiner Großeltern im Kopf, auch wenn die eigenen Großväter nicht in Frankreich gekämpft hätten. Seine Ausstellung eröffne deshalb am 6. Juni 2024 – 80. Jahrestag des D-Day, als die Landung der Alliierten in der Normandie das Ende der NS-Regime einleitete. „Da sind junge Männer aus Amerika, aus England mit einer Euphorie in den Krieg gezogen, um Deutschland und Europa vom Faschismus zu befreien. Sie haben

sich mit der Flut an Land schwemmen lassen, um diesen von hundertausend Zwangsarbeitern gebauten Wall zu überspringen und ins Feuer zu gehen.“

Die Bunker der Westfront haben die Zeit als stumme Zeugen überdauert. Sie sind verwitert, haben sich unter der eigenen Betonlast im Sand geneigt, manche sind sogar umgekippt. Im Kunsthaus Dahlem, dem in seinen Maßstäben großherlich überdimensionierten Atelierhaus, das sich einst Hitlers Lieblingsbildhauer Breker bauen lassen, liegen ihre Wiedergänger aus Plüsch nun

drunter und drüber in ihrem riesigen Becken. Der Verniedlichungseffekt der Stoffobjekte irritiert. „Ein Bunker ist groß, schwer, kalt, unzerstörbar, ein Monolith, sakrales Relikt der Geschichte“, erklärt Mühle. „Das diametral Entgegengesetzte ist, den Bunker zu verkleinern, ihn weich und kuschelig zu machen. Das war mein Grundgedanke.“ Ein radikaler Abenteuerplatz.

Andere Berliner aus dem Kunstzirkus haben lieber Bunker gekauft, um sich die unzerstörbaren Gebäude untertan zu machen. Andreas Mühle steigt wie-

der in sein Kuschelbecken und zieht einen großen grauen Würfel mit hohlen schwarzen Augenhöhlen heraus. Unverkennbar der „Bananenbunker“, der zu DDR-Zeiten als Südfrüchtelagerdiente und nach der Wende einer der härtesten Berliner Techno-Clubs wurde, ehe ihn sich der Kunstsammler Christian Boros zum Ausstellungsraum und als sturmsicheres Fundament für sein Penthouse ausgebaut hat.

Dann hält Mühle einen kleinen pelzigen Kegelstumpf mit Kinderlächeln hoch und erklärt, warum mitten in seiner Plüschbunkerinstallation auch drei pastellbunte Kunststoff-Igus stehen. Die sehen den Einmannbunkern, die Mühle auf Fotos zeigt, ziemlich ähnlich, und wurden von der Formgestalterin Ursula Wünsch entworfen. Sie standen früher auf den Spielplätzen von Karl-Marx-Stadt (wo Andreas Mühle 1979 als Sohn des Schauspielers Ulrich Mühle und der Regisseurin Annegret Hahn geboren wurde) bis Berlin-Oberschöne-weide (wo Mühle aufwuchs). Im Inneren der partiell durchlöchernten Spielgeräte kommen schnell Gefühle des Eingebunkertseins auf, die auch Virilio beschrieben hat.

Die Ausstellung weckt aber nicht nur die von Mühle bemühte Erinnerung an den Tag X im Zweiten Weltkrieg, sondern beschwört aktuelle Bilder herauf. Etwa aus der Ukraine, die seit bald zweieinhalb Jahren dem Angriffskrieg der Russen trotzt: Schulklassen beim Unterricht in U-Bahn-Höfen, Menschen in den Kellern ihrer ausgebombten Häuser. Auch der Gazastreifen wird präsent, in dessen unterirdische Tunnel die Hamas israelische Geiseln verschleppt hat, während die palästinensische Bevölkerung Schutz sucht.

In Deutschland wird angesichts der wachsenden Bedrohungslage bereits die fehlende Infrastruktur an Schutzanlagen beklagt und manche fragen sich, ob die Nutzung von Luftschutzbunkern als Kunstgalerien nicht auch ein Symbol für die Leichtgläubigkeit der jüngeren Vergangenheit ist. Andreas Mühle hat sein Projekt lange vor der sogenannten „Zeitenwende“ geplant.

Im Kunsthaus Dahlem stellt die Direktorin Dorothea Schöne seine Installation in den Kontext der Bunkerfaszination zeitgenössischer Künstler. Von Joachim Bandau sind Bleistiftzeichnungen und geometrische Skulpturen aus Blei zu sehen. Der Fotograf Erasmus Schröder hat die Bunker des Atlantikwalls theatralisch angestrahlt.

Goksu Baysal dokumentiert eine Bunkerwehnanlage in der Türkei und wie sie heute genutzt wird. Auch von Andreas Mühle wird eine neue Serie von Fotounikaten gezeigt, in der er Bunkerbeschussplatten bei Nacht in Szene setzt. Und die einflussreichen Fotos von Paul Virilio fehlen natürlich nicht. Er hat den Bau des Walls an der Atlantikküste als Kind erlebt. Später hat er die Bunker genauer untersucht: „Der stärkste und unmittelbare Eindruck war das zugleich innere wie äußere Gefühl von Vernichtung“, schreibt Virilio in seinem 1975 erschienenen Essay „Bunkerarchäologie“.

„Die Maßlosigkeit dieses Projekts war es wohl, die den gesunden Menschenverstand überstieg; der totale Krieg wurde hier in seiner mythischen Dimension enthüllt.“ Im künstlerisch besten Sinne maßlos ist nun auch, wie sich Mühle der Geschichte annähert, deren gebaute Hinterlassenschaften plötzlich zu einem Mahnmal für die Gegenwart geworden sind.

■ „Andreas Mühle. Bunker – Realer Raum der Geschichte“, 7. Juni bis 6. Oktober 2024, Kunsthaus Dahlem, Berlin.

Mordverdacht als Familientherapie

Viel mehr als nur ein Krimi: Jake Gyllenhaal spielt in „Aus Mangel an Beweisen“ einen Staatsanwalt, der seine Geliebte getötet haben soll

Im Pool treibt eine pinke Luftmatratze. Vater und Sohn spielen Baseball im Garten. Auf der Terrasse vor der Villa sonnen sich Mutter und Tochter. Trautes Familiendyll. Doch dann der Anruf, der alles verändert: Der Chicagoer Staatsanwalt Rusty Sabich (Jake Gyllenhaal) erfährt, dass seine Kollegin Carolyn Polhemus (Renate Reinsve) ermordet aufgefunden wurde. Es gäbe genug Leute, die Rache motive gehabt hätten. Auf der Anklagebank landet dennoch ziemlich schnell einer: Rusty selbst. Denn er hatte, so stellt sich heraus, eine Affäre mit der Ermordeten.

VON MARIE-LUISE GOLDMANN

Ein Indiz nach dem anderen kommt ans Tageslicht, die Schlinge um Rustys Hals zieht sich immer enger: DNA-Spuren tauchen auf, verdächtige Fotos, kompromittierende SMS. Doch nicht

nur die gesammelten Beweise, auch Rustys Verhalten in der Gegenwart führen nach und nach dazu, dass man dem Mann irgendwann alles zutraut.

David E. Kelley, der für Erfolgsdrehbücher wie „Big Little Lies“ bekannt ist, gelangt es, die Romanvorlage von Scott Turow in einen konsequenten Achteinakter zu verwandeln. Unter der Regie von Greg Yaitanes und Anne Sewitsky erwacht jede noch so kleine Nebenfigur zum Leben: Rustys Familie hält trotz seines Betrugs im stillen, und dennoch nie naiven Vertrauen zu ihm. Als der Prozess schon in vollem Gange ist und sich ein schockierendes Detail nach dem anderen offenbart, schauen er und seine Frau Barbara (Ruth Negga) gemeinsam, Arm in Arm auf der Couch fern.

Sein Sohn empfiehlt ihm einmal ohne Zynismus, sich schuldig zu bekennen, um einer Gefängnisstrafe auf Lebenszeit zu entkommen. Seine Tochter er-

zählt ihm gelassen, dass sie in der Schule posttraumatische Dissoziation durchgenommen hätte, also das Phänomen, dass man sich manchmal an schlimme Ereignisse nicht mehr erinnern könne. So viel Coolness hat man selten bei einer Leinwandfamilie gese-



Angeklagter und Verteidiger: Jake Gyllenhaal (m.) und Bill Camp (r.)

hen. Auch Rustys Verteidiger Raymond Horgan (Bill Camp) setzt einen sympathischen Kontrapunkt zum Widerling Dalton Caldwell (Matthew Alan), der die Rolle des Anklägers übernimmt.

So langsam und bedacht wie das Erzähltempo, das mit sorgsam gestreuten Wendepunkten am Ende jeder Folge auskommt, so nüchtern wirkt auch die dunkelgraue Optik, die sich wie Staub auf die perfekt polierten Marmordielen legt. Ein bisschen stören die vielen unnötigen Rückblenden zum leidenschaftlichen außerehelichen Sex, aber irgendwie muss man ja die aktuell unheimlich gefragte norwegische Schauspielerin Renate Reinsve ins Bild bekommen, wenn ihr schon die undankbare Aufgabe zufällt, eine von der ersten Szene an tote Frau zu spielen.

„Presumed Innocent“ (Dt.: „Aus Mangel an Beweisen“) ist ein klassischer Whodunnit, der von der Beson-

derheit lebt, dass sich der Angeklagte selbst auf die Suche nach dem wahren Täter begeben muss, um seinen beschädigten Ruf wiederherzustellen. In seiner Grundkonzeption erinnert er damit an die fesselnde, 2020 erschienene Mini-Serie „The Undoing“ mit Hugh Grant und Nicole Kidman, auch wenn „Presumed Innocent“ weniger High-Society-Glamour und mehr Prozess-Anwalts-Lakonie versprüht. Jake Gyllenhaal, der bei „Presumed Innocent“ auch als Produzent fungiert, hat den gleichen Vorteil wie Grant: Er steht nicht nur für sich, sondern man assoziiert sein Gesicht mit vielen Männern, die man über die Jahre hinweg kennengelernt hat.

Die entscheidende Frage lautet: Ist jemandem, der seine Fähigkeit zum Lügen schon einmal unter Beweis gestellt hat, noch zu trauen? „Ich habe meine Frau betrogen, aber das heißt noch lange nicht, dass ich ein Mörder bin“, beteuert

Rusty seine Unschuld immer wieder. Doch wie überzeugend ist diese Aussage? Verweist die Eigenschaft, zu dem einen Regel-Bruch in der Lage zu sein, nicht auch auf die Fähigkeit, andere Grenzen ähnlich skrupellos zu überschreiten? Ganz am Anfang, noch bevor die idyllische Familienszene bröckelt, erleben wir Rusty im Gerichtssaal, wie er die Jury und mit ihr das Fernsehpublikum adressiert: „Ich bitte Sie, Ihrer Pflicht gerecht zu werden.“ Hielten die Zuschauer die Schuld des Angeklagten für eher wahrscheinlich, müssten sie für „nicht schuldig“ plädieren. Hielten sie seine Schuld für sehr wahrscheinlich, müssten sie ihn ebenfalls freisprechen. Denn vor Gericht geht es darum, Schuld jenseits vernünftiger Zweifel zu beweisen.

■ „Presumed Innocent – Aus Mangel an Beweisen“ (acht Folgen) läuft ab dem 12. Juni auf Apple TV+.